

PIPER

zum Warenkorb

In Fels und Eis

Ines Papert, Karin Steinbach

Meinen Träumen folgen
Neue Wege in Fels und Eis

Seit rund fünfzehn Jahren steht das Klettern im Mittelpunkt meines Lebens. Was im Alter von 22 Jahren mit Felsrouten in den Berchtesgadener Alpen begann, dehnte sich bald auf das neu entdeckte Medium Eis aus. Ich fand in den Eiskletterwettbewerben eine spannende Herausforderung für mich, nahm aktiv an der Entwicklung des Mixed-Kletterns teil und wurde von den Medien bald einmal als »Eisprinzessin« titulierte – in einer Szene, die von Männern dominiert wird, fiel ich als Frau einfach auf. Ähnlich intensiv war ich in den Sommermonaten im Fels unterwegs, um schwierige Sportklettertouren und später auch anspruchsvolle Alpinrouten zu wiederholen.

Trotz dieser langen Zeit in steilen Wänden ist meine Begeisterung nach wie vor ungebrochen – für das Eis ebenso wie für den Fels. Der Klettersport zeichnet sich durch seine Vielseitigkeit aus, er lässt sich in allen Jahreszeiten ausüben. Am Fels faszinieren mich die verschiedenen Gesteine und die Unterschiede in ihren Strukturen und Oberflächen. Je nachdem, ob ich mich in Kalk, Granit oder Sandstein befinde, kommen andere Bewegungstechniken zur Anwendung. Das Schöne am Eis ist, dass ich meine Linie völlig frei wählen kann. Im Gegensatz zum Fels ist die Route nicht vorgegeben, ich kann selbst entscheiden, wo ich mein Gerät ansetze. Innerhalb der Eisstruktur, die ich vorfinde, die optimalen Möglichkeiten zu erkennen und sie zu nützen macht den Reiz aus. Ich habe ein freundschaftliches Verhältnis zum Eis. Es trägt mich. Es ermöglicht mir, nach oben zu kommen. Ich arbeite nicht gegen das Eis, sondern mit ihm. Ich schlage nicht auf das Eis ein wie auf einen Feind, um es zu erledigen. Ich versuche, es zu entschlüsseln, und wenn mir das gelingt, bietet es mir Vorsprünge, Ritzen und Mulden, um meine Eisgeräte und die Steigeisen zu platzieren. Ich gehe vorsichtig und doch energisch mit ihm um.

Klettern ist keine rein körperliche Anstrengung, es braucht genauso einen wachen Kopf. Ob im Eis oder im Fels, sowohl mein Körper als auch mein Geist sind völlig von dem beansprucht, was ich gerade tue. Ich bin einzig und allein auf die bevorstehende Bewegung konzentriert, meine Aufmerksamkeit richtet sich auf die nächsten Haltepunkte. Alle anderen Gedanken sind verschwunden. Diesen Zustand kann ich bei keiner anderen Sportart so intensiv erleben wie beim Klettern draußen in der Natur. Man kann ihn wissenschaftlich als Flow bezeichnen – für mich hat er

ganz viel mit Freiheit zu tun. Wenn ich in einer steilen Wand hänge, den Alltag mit allen seinen Anforderungen hinter mir lasse, fühle ich mich absolut frei. Ich klettere – alles andere ist unwichtig. Ich entscheide mich für ein Ziel. Ich steige in etwas Ungewisses ein und weiß nicht, wie der Tag enden wird, ob wir es schaffen werden oder nicht. Mit jedem Meter, den wir klettern, löst sich die Spannung in Gewissheit auf, dass uns die Tour gelingt. Oben angekommen, am Ende eines Wasserfalls oder auf dem Gipfel eines Berges, empfinde ich eine tiefe Zufriedenheit. Ganz oben zu sein, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, ohne Angst, als eine gemeinsame Leistung – das ist das beste Gefühl überhaupt.

Nach dem Abschluss meiner Wettkampfkariere nahm ich mir neue Ziele vor, indem ich nach schönen Linien Ausschau hielt und versuchte, diese erstzubegehen. Auch hier legte ich mich nicht auf Fels oder Eis fest. Schließlich wagte ich, nachdem mein Sohn Emanuel älter und selbstständiger geworden war und mich für längere Zeit entbehren konnte, den Schritt zu ersten Expeditionen. Dabei konnte ich nicht zuletzt von meinen Erfahrungen aus den Wettkämpfen profitieren, wusste ich doch, wie ich meine Leistungsfähigkeit durch gezieltes Aufbautraining verbessern konnte. Mit jeder Unternehmung gewann ich Erfahrungen und Erkenntnisse dazu, lernte mich auch selbst besser kennen. Ich weiß nun, dass es mir nicht liegt, eine Wand wochenlang im Expeditionsstil zu »belagern«. Innerhalb eines kleinen Teams von Freunden und mit wenig Gepäck zügig und mit viel Commitment unterwegs zu sein, das ist die Vorgehensweise, die mir gefällt – und gleichzeitig möglichst wenig Spuren zu hinterlassen, auch was das Sicherungsmaterial betrifft. Es ist mir wichtig geworden, dass ich meine Träume in meinem Stil verwirklichen kann.

Meine Träume – sie haben damit zu tun, meine Grenzen weiter hinauszuschieben, mich immer wieder an mein Limit heranzutasten. Der Reiz ist die Herausforderung, und Herausforderungen wird es für mich immer geben. Am spannendsten sind Neuentdeckungen: Routen, die ich nicht kenne, Länder, die mir fremd sind, im Idealfall, bei einer Erstbegehung, die eigene Linie. Und ich bin immer noch neugierig auf die Menschen, die ich auf meinen Reisen kennenlerne. Das gemeinsame Interesse am Klettern wirkt verbindend und macht die Kontakte einfach und unkompliziert. Ich bin alles andere als eine Alleingängerin – ich teile meine Erlebnisse am liebsten mit anderen.

Dass mir das Klettern jemals langweilig werden wird, kann ich mir nicht vorstellen. Es gibt kaum eine Aktivität, bei der ich mich so lebendig fühle. Bin ich maximalen Schwierigkeiten gewachsen, stellt sich ein Kompetenzgefühl ein, das mich zufrieden und glücklich macht. Ich bin so involviert in mein Tun, dass ich mich in einer eigenen Welt befinde. Diese intensive Welt immer wieder zu erleben, das ist, unabhängig vom Schwierigkeitsgrad, mein eigentlicher Traum.

Wege nach oben, Wege zu mir
Warum Berge mich glücklich machen

Zum Klettern bin ich mehr oder weniger durch Zufall gekommen. Zuerst war es auch

gar nicht mal das Klettern, mit dem ich in Berührung kam, sondern es waren die Berge. Natürlich kannte ich Berge; als Kind war ich mit der Familie gewandert und im Winter Ski gefahren, auch wenn das meist nur im Urlaub möglich war. Aber die Gipfel der Alpen, das war etwas völlig anderes.

1993, da war ich neunzehn, hatte ich meine Berufsausbildung zur Physiotherapeutin abgeschlossen. Ich hätte mich bei meiner Ausbildungsstätte um eine Stelle bewerben können, doch es zog mich weg aus Sachsen. Ringsum standen die Zeichen auf Öffnung: Die Tschechoslowakei hatte sich gerade aufgelöst, in Russland waren für das Jahresende die ersten freien Wahlen angekündigt. Der europäische Binnenmarkt war verwirklicht worden, und in Amerika kam mit Bill Clinton wieder ein demokratischer Präsident an die Macht. In Deutschland war zur Finanzierung der Einheit und des wirtschaftlichen Aufbaus in Ostdeutschland der Solidaripakt gegründet worden, »jetzt wächst zusammen, was zusammengehört« war die Parole.

Zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung im Herbst 1990 hatte ich gerade mit meiner Ausbildung begonnen, in den Westen zu gehen war eigentlich kein Thema für mich. Doch dann wurde der Wunsch immer stärker, in die »große, weite Welt« hinauszuziehen – jetzt, nachdem das endlich möglich geworden war. Ich wollte weg aus der Kleinstadt, in der ich lebte. Den größten Teil meiner Ausbildungszeit hatte ich in Leipzig verbracht und in diesen zweieinhalb Jahren die Vorteile einer großen Stadt zu schätzen gelernt: das kulturelle Angebot, Konzerte, Theater, Kino, die Kneipenszene, das Nachtleben. Damals hätte ich mir gut vorstellen können, in eine andere deutsche Großstadt zu ziehen und mir dort einen Arbeitsplatz zu suchen. Was mir heute überhaupt nicht mehr erstrebenswert erscheint – die Anonymität –, gefiel mir, ich tauchte gern in die Masse und das manchmal auch hektische Leben ein.

Es kam dann aber schließlich doch anders. Freunde aus Bad Dübener Heide waren gleich nach der Wende als Pfleger nach Berchtesgaden an die Rehabilitationsklinik Loipl gegangen und schwärmten mir immer wieder davon vor. Bayern sei einfach wunderschön, sagten sie, die Berge, die gute Luft, was man da in der Freizeit alles machen könne ... Das machte mich hellhörig. In den Osterferien besuchte ich die beiden, und wir verbrachten eine wunderschöne Woche beim Skifahren. Wenn sich damit auch noch ein interessanter Job verbinden ließe – das wäre doch die ideale Lösung. Kurz darauf sah ich in der Physiotherapie-Zeitschrift »Krankengymnastik« ein Stellenangebot des Reha-Zentrums Loipl, mit einem Foto, auf dem das alpenländisch anmutende Klinikgebäude vor schneebedeckten Bergen abgebildet war. Diese Aufnahme sprach mich total an, und so kam es, dass ich mich bald für ein Vorstellungsgespräch als Krankengymnastin ein zweites Mal auf den Weg nach Berchtesgaden machte.

Die Loipl-Klinik liegt in Bischofswiesen, ein paar Kilometer nordwestlich des Fremdenverkehrsortes Berchtesgaden, und ist auf Neurologie und Orthopädie spezialisiert. Sie hat sich vor allem in der Rehabilitation nach Schlaganfällen oder Schädel-Hirn-Traumen und in der Therapie von Unfallverletzungen einen guten Ruf erarbeitet, war also für meine Berufslaufbahn sowieso eine erstrebenswerte Adresse. Entsprechend groß war meine Freude, als ich tatsächlich dort angestellt wurde. Plötzlich wurde es ganz schnell ernst mit dem Weggehen von daheim, und

was vorher theoretische Überlegungen und Vorstellungen waren, nahm jetzt handfeste Konturen an.

Es ging ja nicht nur um mich allein. Ich wohnte damals mit Lutz zusammen, den ich noch aus der Schule kannte. Er war drei Jahre älter als ich und angehender Sozialpädagoge. Der Wunsch, von Sachsen wegzugehen, war irgendwann ein gemeinsamer Wunsch geworden, und Lutz bemühte sich um einen Praktikumsplatz in der Nähe. Schließlich bekam er ihn in Hohenfried, einer Wohn- und Arbeitsstätte für Menschen mit geistiger Behinderung, in Bayerisch Gmain, wo er auch nach dem einjährigen Praktikum weiter arbeiten konnte.

Eines Tages im Herbst 1993 saßen wir also zu zweit in einem bis in den letzten Winkel vollgepackten Auto und fuhren in die südöstlichste Ecke Deutschlands, um dort unser neues Leben zu beginnen. Ein bisschen mulmig war mir ja schon. Zumindest hatten wir bei der Wohnungssuche keine Probleme gehabt: Von meinem neuen Arbeitgeber wurde mir eine klinikeigene Wohnung zur Verfügung gestellt, die Kosten für die Miete wurden direkt von meinem Gehalt abgezogen. Sie war groß genug für uns beide und bot aus dem Wohnzimmerfenster mit dem direkten Blick auf den Hohen Göll ein wunderbares Alpenpanorama. Aber es gab noch andere Fragen, die mich beschäftigten. War ich den Anforderungen an meinem neuen Arbeitsplatz gewachsen, so frisch nach der Ausbildung? Wie würden wir, die Ostdeutschen, aufgenommen werden? Die Bayern waren ja bekannt dafür, ein ganz eigener Schlag zu sein, der am liebsten unter sich bleibt. Und wie würden Lutz und ich mit der neuen Situation des Zusammenwohnens und -lebens zurechtkommen? Natürlich fühlte ich mich erwachsen genug, um meine Heimat zu verlassen, ich war gespannt und freute mich auf die neuen Gegebenheiten, beispielsweise darauf, den ganzen Winter auf Skiern stehen zu können. Trotzdem waren es ziemlich viele Veränderungen auf einmal, die da auf mich zukamen.

Was die Arbeit anging, so stellten sich meine Bedenken als unbegründet heraus. Sie war zwar anspruchsvoll und kostete viel Energie, aber ich war voller Enthusiasmus und schätzte es, gefordert zu sein. Es war ein sehr befriedigendes Gefühl, dass mir so viel Verantwortung übertragen wurde. Als Physiotherapeutin hatte ich vor allem mit Patienten zu tun, die infolge eines Schlaganfalls von einer halbseitigen Lähmung betroffen waren und verloren gegangene Bewegungsformen wieder neu erlernen mussten. Ich stellte fest, dass die Menschen ganz unterschiedlich mit diesen körperlichen Einbußen umgingen. Da gab es die Motivierten, die mit viel Einsatz daran arbeiteten, ihre ursprüngliche Beweglichkeit wiederzuerlangen. Mit ihnen zu arbeiten war eine Freude. Schwieriger war es mit den Patienten, die sich eher in ihr Schicksal fügten und teilweise auch resigniert hatten. Sie immer wieder dazu aufzufordern, nicht aufzugeben und selbstständig zu üben, dabei aber auch nicht die Geduld mit ihnen zu verlieren und mich immer wieder selbst zu motivieren, das war manchmal eine ganz schöne Herausforderung. Abgesehen davon war es auch eine körperlich anstrengende Tätigkeit. Die Bewegungsübungen fanden oft draußen oder auch im Wasser statt; das Spektrum reichte vom Barfußlaufen auf der Wiese bis zum Langlauftraining für Rollstuhlfahrer. Auch alltagsbezogenes Training gehörte dazu: waschen, anziehen, Treppen steigen. Doch die Arbeit machte mir

Spaß, und ich lernte, die Erfolge meiner Patienten auch als meine eigenen Erfolge zu sehen.

Kontakt mit den Einheimischen hatte ich vor allem über die Kollegen an der Klinik. Als »Zuagroaste« musste ich zunächst einmal die sprachliche Barriere überwinden und mich mit dem südbayrischen Dialekt anfreunden. Hatte ich wieder einmal nichts verstanden und freundlich »Wie bitte?« gefragt, wurde ich berichtigt: »Dearndl, des hoast bei uns ›häh!« Mir kam es so vor, als ob sich die Berchtesgadener viel Zeit dabei lassen, Fremde zu akzeptieren. Doch die Beziehungen, die sich im Lauf der Jahre entwickelt haben, sind dafür umso stabiler und verbindlicher.

Von meinem ersten Gehalt kaufte ich mir neue Ski. Endlich konnte ich so viel auf die Piste, wie ich wollte! Ich nützte dazu jede Möglichkeit, merkte allerdings recht bald, dass mir der Pistenbetrieb und die vielen Leute auf die Dauer auf die Nerven gingen. An den Wochenenden war mir zu viel los, die Warterei an den Liften machte mich ungeduldig, und irgendwann kannte ich alle Skigebiete im Umkreis und fand es nicht mehr besonders spannend. Ich hatte in den Gesprächen mit den Kollegen mitbekommen, dass viele von ihnen Skitouren gingen. Das interessierte mich natürlich, aber ich hatte keine Ahnung davon, und wer gibt schon gern zu, dass er blutiger Anfänger ist?

In dieser Situation erschien ein rettender Engel. Er hieß Ilona und zog direkt neben uns ein. Ilona hatte als Logopädin an der Loipl-Klinik zu arbeiten begonnen. Da wir nun Tür an Tür wohnten, merkten wir bald, dass wir ähnlich gestrickt waren. Sie war völlig unkompliziert, mit ihr war immer irgendeine spontane Aktion möglich, sei es eine schnelle Fahrradtour nach dem Dienst oder ein kurz entschlossener Biergartenbesuch. Endlich hatte ich eine Partnerin für meine sportlichen Ambitionen gefunden: Während ich Lutz mit meiner Begeisterung nicht anstecken konnte, war Ilona für jeden Unsinn zu haben, solange er mit körperlicher Bewegung zu tun hatte. Mit der Zeit wurden wir richtig dicke Freundinnen. Das hatte auch damit zu tun, dass wir uns in einer ähnlichen Situation befanden. Sie war aus Tauberbischofsheim nach Berchtesgaden gekommen und suchte ebenfalls Anschluss in der neuen Umgebung.

Ilona und ich waren in den Kirchenchor eingetreten, weil wir beide Spaß am Singen und schon Chor erfahrung hatten. Dort lernten wir Lobo kennen, der uns abseits der Skipiste die Technik des Aufsteigens mit Fellen zeigte und mit uns Spitzkehren übte. Die körperliche Anstrengung kombiniert mit dem technischen Anspruch gefiel mir, und bald machten wir – mit geliehener Ausrüstung – unsere erste richtige Skitour auf die Hohen Rossfelder. Es gab eine Menge zu lernen, bis wir so weit waren, selbstständig auf Skitour gehen zu können. Wir mussten uns erst an den Tiefschnee gewöhnen und unsere Technik an die jeweiligen Schneebedingungen anpassen. Wir ließen uns den Umgang mit dem Lawinenverschüttetensuchgerät erklären und machten unsere eigenen Erfahrungen damit, wie wir uns unsere Kräfte einteilen mussten, damit sie für immer höhere Aufstiege ausreichten. Das Berchtesgadener Land bietet phantastische Skitourenziele, die allerdings relativ schnell mal anspruchsvoll werden, doch mit wachsender Übung wurde auch unsere Kondition besser. Und die Anstrengungen wurden schließlich immer mit einer Tiefschneeabfahrt belohnt! Je nach Schneequalität konnte das ein himmlisches Vergnügen im staubenden Pulverschnee oder eine kräftezehrende Tortur im

Bruchharsch sein – auch das Tiefschneefahren will gelernt sein. Neben dem überragenden Gefühl, den Gipfel erreicht zu haben, ganz oben zu stehen und die Aussicht rundum genießen zu können, war für mich die Abfahrt immer der absolute Höhepunkt eines solchen Tages im Gebirge.

Ilona und ich hatten inzwischen unsere eigenen Tourenausrüstungen. Überhaupt gab ich praktisch das ganze Geld, das ich nicht für das tägliche Leben benötigte, für Sportausrüstung aus: Tourenski und -schuhe, »richtige« Bergstiefel, Funktionskleidung, die nicht nur praktisch, sondern auch schön war. Ich verdiente nicht gerade ein Vermögen – in den Lohntabellen des Tarifvertrags begann die unterste Gehaltsstufe bei 21 Jahren, und da ich noch nicht so alt war, bekam ich nur 93 Prozent des Nettolohns ausbezahlt. Grundsätzlich fühlte ich mich nicht schlecht in meiner Position als Küken, ich war von den Kollegen akzeptiert und leistete die gleiche Arbeit wie sie, aber die niedrige Bezahlung fand ich ungerecht. So schön es war, den Dank der Patienten zu spüren, ein bisschen mehr Geld als Anerkennung meiner Leistungen hätte mich schon gefreut. Sehr großzügig waren meistens die Patienten: Ihr Trinkgeld floss natürlich sofort in meine Ausrüstungs- und Urlaubskasse. Zum Glück kostete das Bergsteigen abgesehen von der Ausrüstung nicht viel, und nachdem wir Wochenende für Wochenende unterwegs waren, hatten wir gar keine Gelegenheit, unser Geld anderweitig auszugeben. Wir hatten keine Ambitionen, in Bars oder Discos abzuhängen, denn wir wollten an unseren freien Tagen ausgeruht sein.

In diesem ersten Winter in Berchtesgaden hatte ich meine Leidenschaft für die Berge entdeckt. Ich war fasziniert von der Landschaft, von den Alpen, die sich um mich herum ausbreiteten, wenn ich, erschöpft, aber zufrieden, auf einem Gipfel ankam. Immer wieder staunte ich über die Aussicht, die sich bei schönem Wetter bot. Nach Osten, nach Süden und nach Westen zogen sich die Bergketten in einem unendlichen Auf und Ab bis zum Horizont, während ich im Norden auf den Königssee oder auch mal bis zum Chiemsee hinunterschauen konnte. Die Befriedigung über die Tour, die ich geschafft hatte, zusammen mit diesem erhabenen Anblick, das war ein großartiges Gefühl, und das wollte ich immer wieder neu erleben. Dieses Bedürfnis trieb mich jedes Wochenende auf die Berge und ließ mich mit neuen Energien zurückkehren.

Im Frühling und im Sommer ging das dann so weiter. Über die Arbeit ergaben sich immer mehr Kontakte mit Kollegen. Wir waren nicht nur in der Reha-Klinik ein gutes, solidarisches Team, wir verbrachten auch teilweise unsere Freizeit miteinander und waren gemeinsam unterwegs. Ich war in einem sehr sportlichen Umfeld gelandet, das mir jetzt zugutekam. Praktisch alle meine Therapeutenkollegen waren absolute Outdoor-Freaks, die jede freie Minute irgendwo draußen verbrachten, im Winter auf den Skiern, im Sommer beim Bergsteigen, Klettern oder Mountainbiken. Ich lernte eine mir völlig neue Lebensart kennen. Für viele Berchtesgadener gehörte es zu ihrem Alltag, sich draußen, in schöner Landschaft und sauberer Bergluft, zu verausgaben. Es war für sie völlig normal, nach der Arbeit noch schnell eine Skitour zu machen oder zum Klettern zu gehen. Ihre Energie war ansteckend. Es brauchte ja auch nicht viel, um meinen Ehrgeiz zu wecken, und wenn mich jemand fragte, ob ich Lust hätte, mit ihm auf einen Berg zu kommen, hätte ich niemals Nein gesagt.

So wurden aus den anfänglichen Wanderungen bald lange und anspruchsvolle Bergtouren. Meine Kondition wurde immer besser. Ich bemerkte meine Fortschritte und freute mich darüber. Ich tat allerdings auch etwas dafür, ging nach der Arbeit noch zum Joggen oder setzte mich aufs Fahrrad. Ilona und ich waren weiterhin ein gutes Team. Unter der Woche planten wir unsere Tour fürs Wochenende, und wenn wir am Freitag morgens in die Klinik fuhren, standen die Rucksäcke schon gepackt im Hausgang. Kaum war um zwei der Dienst zu Ende, machten wir uns auf den Weg zu unserem Ausgangspunkt und stiegen oft noch zu einer Hütte auf. Sonntags kam ich am Abend verschwitzt und erledigt, aber völlig glücklich und zufrieden zurück. Der Wetterbericht musste schon richtig schlimm klingen, um uns davon abzuhalten, wenigstens mal aufzubrechen und zu schauen, was sich machen ließ. Das waren dann die wenigen Wochenenden, an denen Zeit für kulturelle Veranstaltungen oder einfach mal für einen gemütlichen Tag zu Hause war.

Die Berge vor unserer Haustür waren uns eine einzige große Spielwiese. Wir stiegen beispielsweise von Süden auf das Steinerne Meer, übernachteten im Riemannhaus, gingen am nächsten Tag auf die Schönfeldspitze und am Hundstod vorbei durch das Wimbachtal zurück in die Ramsau. Eine meiner schönsten Touren führte über die Mitterfeldalm auf den Hochkönig und über die Übergossene Alm und den Herzogsteig zur Biwakschachtel unter dem Wildalmkirchl. Dort übernachteten wir und setzten am nächsten Tag die Runde über den Funtensee und die Saugasse nach St. Bartholomä am Königssee fort, wo wir das Schiff nach Hause nahmen. Ein heftiges Wärmegewitter, die idyllische Sternennacht so weit oben und die klare, frische Morgenstimmung werden mir noch ewig in Erinnerung bleiben.

Zwischen Ilona und mir hatte sich durch die vielen gemeinsamen Erlebnisse, die geteilten Freuden und die zusammen ausgestandenen Abenteuer eine enge Beziehung entwickelt. Wir waren gemeinsam in das Bergsteigen hineingewachsen und konnten uns nichts Schöneres vorstellen, als draußen in der Natur unterwegs zu sein und uns dabei ordentlich zu verausgaben. Wir spornten uns gegenseitig an und pushten uns vorwärts. Die Ziele wurden immer ambitionierter. Im Sommer 1994 hatten wir uns die Überschreitung des Watzmannmassivs vorgenommen, eine Grattour, die über die drei Gipfel des Watzmanns führt. Zwischen Hocheck, Mittel- und Südspitze ist der Steig mit Drahtseilen versichert, er überschreitet nirgends den ersten Schwierigkeitsgrad. Die größte Herausforderung stellt die Länge der Tour dar, ist doch zwischen dem Watzmannhaus als Startpunkt und dem Ziel Wimbachbrücke eine reine Gehzeit von neun bis zehn Stunden angegeben.

Morgens waren wir sehr früh aufgebrochen, vom Tal, weil wir uns eine schlaflose Nacht im Matratzenlager des Watzmannhauses ersparen wollten. Bis zum Hocheck fühlte ich mich recht frisch, doch dann machte sich die Anstrengung bemerkbar. Auf dem Grat selbst fühlte ich mich total unwohl. Auf beiden Seiten ging es jeweils steil in den Abgrund hinunter – bei dem Anblick lief es mir eiskalt über den Rücken. Wir waren zu fünft, außer mir Ilona, Lutz und zwei seiner Kollegen. Als einer von ihnen ausglitt und einige Meter abrutschte, bevor er sich zum Glück noch festhalten konnte, war ich nervlich am Ende. Ich musste mich darauf konzentrieren, immer nur auf meinen Weg und nicht nach unten zu schauen. Heilfroh war ich über die Drahtseilversicherungen, an denen ich mich festhalten konnte, und wenn es keine Sicherungen gab, bewegte ich mich manchmal auf allen vieren kriechend über den

Grat, weil ich unbedingt etwas in den Händen halten wollte. Ich hatte schlichtweg Angst. Aufrecht über den Grat zu spazieren, wie es manche andere Bergsteiger taten, wäre mir nicht im Traum eingefallen. Und wenn ich nach links in die Watzmann-Ostwand hinunterschaute, war es mir völlig unvorstellbar, dass es Leute gab, die da heraufkletterten. Hätte mir damals jemand gesagt, dass ich genau das nur ein paar Jahre später selbst tun würde, ich hätte ihn für verrückt erklärt.